

Was sagt...

Christian McBride



Seine Virtuosität auf dem E- und Akustikbass machte Christian McBride zum gefragten Bassisten von Stars aller Genres wie Sting, Pat Metheny, Roy Hargrove, James Brown, Questlove, The Roots, Kathleen Battle. Bereits seit 20 Jahren zählt der Grammy-Gewinner, Komponist, Arrangeur, Lehrer und Vize-Museumsdirektor zu den wichtigsten Figuren des Jazz – und das, obwohl er noch nicht einmal 40 Jahre alt ist! Im letzten Jahr veröffentlichte McBride „Kind Of Brown“, sein zweites Album als Leader, auf dem er sein neues Akustik-Jazz-Quintett „Inside Straight“ (Eric Reed/Piano, Steve Wilson/Alto-Sax, Carl Allen/Drums, Warren Wolf/Vibraphon) präsentiert.

Von Kerstin Baramsky

... über die Unverzichtbarkeit des Bassisten?

Der Bass ist sozusagen der Navigator des Schiffs, das GPS-System in jeder Band. Er ist das einzige Instrument, das sowohl den Rhythmus als auch die Harmonien steuert. Der Bassist muss die Musik besser kennen als die anderen Bandmitglieder. Wenn zum Beispiel der Sänger bei einer Jamsession einen Song vorschlägt, den der Pianist nicht kennt, wohl aber der Bassist, dann können sie den Song spielen. Andersherum funktioniert es nicht.

... über den guten Ton?

Als ich Ray Brown das erste Mal live sah, war es fast wie eine religiöse Erfahrung – dieser warme organische Sound! Jede Note, von der tiefsten bis zur höchsten, klang wie eine Glocke. Er benutzte zwar einen Amp, aber er hatte genau die richtige Balance gefunden zwischen dem verstärkten und dem Originalsound. Ich denke, der Sound des Akustikbasses veränderte sich in den 1970ern, als sich viele einen Pickup auf den Bass schraubten und die Saitenhöhe reduzierten, um sich die Arbeit zu erleichtern. Die Saiten berührten fast das Griffbrett wie bei einem E-Bass und der Amp wurde richtig aufgedreht. Wärmer und natürlicher klingt es, wenn die Saitenhöhe so hoch ist, dass die Finger richtig zugreifen können. Es sollte nicht unbequem sein, aber man muss schon eine gewisse Energie aufwenden, um einen guten Sound aus dem Instrument herauszubekommen.

... auf die Frage, wie viel Tribut an Ray Brown in seinem Album „Kind Of Brown“ steckt?

Ein Tribut an Ray Brown hatte ich nicht wirklich beabsichtigt. Aber ich bin sicher, dass ihm die Musik gefallen hätte. Er mochte alles, was groovt. Hauptsache, es brachte seinen großen Zeh zum Wippen. Der Albumtitel entstand, als ich eines Nachts mit meinen Freunden Jeff Tain Watts und Billy Childs in einer Bar abhing. Ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang, aber irgendwann fiel dieser Ausdruck „Kind of Black“. Das fand ich total cool. Später veränderte ich es zu „Kind of Brown“.

... über seine Motivation, der Popularität des Jazz auf die Sprünge zu helfen, vor allem bei der jungen Generation?

Ich möchte gar nicht, dass Jazz zum Mainstream wird. Dann wäre es schwierig, dem Jazz eine gewisse Würde und Reinheit zu bewahren. Aber es ist schon kriminell, dass hervorragende Jazzmusiker um ihre Existenz kämpfen müssen. Sie sollten wenigstens von ihrer Musik gut leben können. Es ist auch wichtig, Kinder und Jugendliche an den Jazz heranzuführen. Der größte Teil unseres Publikums ist im Moment im fortgeschrittenen Alter und ich möchte ja auch, dass mir noch jemand zuhört, wenn ich selbst 50 oder 60 Jahre alt bin. Anstatt also über den schlechten Musikgeschmack der Jugend zu lamentieren, sollte man ihnen lieber eine gute CD in die Hand drücken.

... darüber, was HipHop und Jazz verbindet?

Das wichtigste Element des Jazz, das zurzeit sehr in den Hintergrund gerät und das von den Kritikern nahezu verleugnet wird, ist das Element der Straße. Alle großen Jazzmusiker kamen von der Straße und waren mit dem urbanen Lebensstil vertraut. Wir neigen manchmal dazu, den Jazz zu intellektuell zu sehen. Zum Beispiel Thelonious Monk, seine Genialität sei völlig dahingestellt, aber er war jemand, der von der Straße kam. Und unbestritten spiegelt seine Persönlichkeit und seine Musik das soziale Leben der Schwarzen im Süden Amerikas in den 1930er Jahren und den Harlem Lifestyle der 1940er und 1950er Jahre wider. Es ärgert mich immer, dass Musikkritiker glauben, es gäbe keinen Zusammenhang zwischen der Genialität dieser Musiker, dem durch die Gefahren der Straße geschärften Sinn und dem Leben in brüderlicher

Gemeinschaft. Das ist etwas, was große Jazzmusiker und HipHop-Künstler gemeinsam haben.

... über seine Entertainerqualitäten?

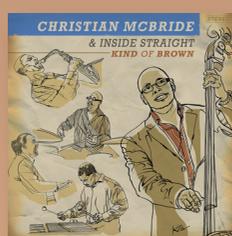
Ich war immer der Meinung, dass man mit Humor jedes Ziel erreichen kann. Wenn man die Leute zum Lachen bringt, begreifen sie vieles schneller. Einige Jazzmusiker sind in ihrer eigenen Welt gefangen, es kümmert sie nicht, ob das Publikum ihnen folgen kann. Ich denke, das ist nicht der richtige Weg. Du kannst total abstrakte, intellektuelle Musik spielen, aber nur wenn du erreichst, dass sich die Leute wohlfühlen, dann werden sie deine Musik verstehen. Als ich der Co-Direktor des National Jazz Museum in Harlem wurde, starteten wir eine Interview-Serie, zunächst mit ortsansässigen Künstlern, später mit internationalen. Ich dachte dabei immer an Johnny Carson und wie unterhaltsam er seine Interviews gestaltete (*bekanntester amerikanischer TV-Entertainer, Vorgänger von Jay Leno, Anm. d. Red.*). Unsere Serie wurde so erfolgreich, dass mein Manager mir vorschlug, meine eigene Radio Show zu machen: „The Lowdown: Conversations with Christian McBride“.

... über seine privaten und musikalischen Ziele?

Für mein Privatleben hoffe ich, dass ich eine lange und glückliche Ehe führen werde. Und musikalisch wünsche ich mir, dass es mehr Leute gibt, die Musik und ihren kreativen Entstehungsprozess wertschätzen.

... über seine Schwächen?

Über meine Schwächen spreche ich hier lieber nicht. (*lacht*) Ich arbeite täglich daran, sie zu korrigieren. Keiner ist perfekt, wir sind alle meist nur auf einem bestimmten Gebiet Spezialist. Das ist es aber auch, was die Welt so interessant macht. ■



Aktuelle CD:
Christian McBride & Inside Straight
„Kind of Brown“
Label: Mac Avenue
www.christianmcbride.com